



NORA  
BOSSONG

SCHUTZZONE  
ROMAN SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5114

Nach Stationen bei der UN in New York und Burundi arbeitet Mira für das Büro der Vereinten Nationen in Genf. Während sie tagsüber Berichte über Krisenregionen und Friedensmaßnahmen schreibt, eilt sie abends durch die Gänge der Luxushotels, um zwischen verfeindeten Staatsvertretern zu vermitteln. Als ihre Rolle bei der Aufarbeitung des Völkermords in Burundi hinterfragt wird, gerät Miras Glaube, sie könne von außen eingreifen, ohne selbst schuldig zu werden, ins Wanken. Was bedeuten Gerechtigkeit, Vertrauen und Verantwortung? Wie greifen Schutz und Herrschaft ineinander? Wie verhält sich Zeugenschaft zur Wahrheit? Und wer sitzt darüber zu Gericht? Hellsichtig und teilnahmsvoll geht Nora Bossong in ihrem virtuoseren Roman diesen Fragen nach und setzt den Konflikten der Vergangenheit die Hoffnung auf Versöhnung entgegen.

»Über Details das Große und Ganze erkennen zu können, darin liegt die Chance der Literatur und der Reiz dieses großartigen Romans.«  
*Matthias Schümann, NDR*

Nora Bossong, 1982 in Bremen geboren, schreibt Lyrik, Romane und Essays, für die sie vielfach ausgezeichnet wurde, zuletzt mit dem Kranichsteiner Literaturpreis, dem Wilhelm-Lehmann-Preis, dem Thomas Mann Preis und dem Joseph-Breitbach-Preis. Im Suhrkamp Verlag erschien zuletzt ihr Gedichtband *Kreuzzug mit Hund* (2018). Nora Bossong lebt in Berlin.

Nora Bossong  
SCHUTZZONE  
Roman

Suhrkamp

*Schutzzone* wurde durch das Grenzgänger-Programm  
der Robert-Bosch-Stiftung und des Literarischen Colloquiums Berlin  
sowie durch die Stiftung Preußische Seehandlung gefördert.

Erste Auflage 2021

suhrkamp taschenbuch 5114

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: Shutterstock

(Robyn Mackenzie, Yuriy Boyko, suns design)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47114-2

SCHUTZZONE



# FRIEDEN

Genf. Februar 2017

Das Beau-Rivage hat 94 Zimmer und 15 Suiten. Durch die Fenster sieht man hinaus auf den Genfer See, in dem sich die große Welt spiegelt, die eben doch nur eine kleine Stadt am unteren Zipfel der Schweiz ist. Der Mittelpunkt Europas könnte in einer dieser Suiten liegen oder im Konferenzsaal, den sie an jenem Abend mit exotischen Blumen geschmückt hatten. Die Badewanne aus Zimmer 317, die nach Barschels Tod lange auf dem Speicher des Hauses gelagert hatte, war von einem Angestellten falsch beschriftet und versehentlich entsorgt worden, sonst geschahen in diesem Haus selten Missgeschicke, und als ich ein wenig zurückgewichen von den anderen meinen Blick durch den Raum schweifen ließ, die in sich gekrümmten roten Blütenblätter neben der Bühne betrachtete und die Gesichter der schwarzen Zedernholzdiener, die dekorativ in den Ecken platziert waren und hier den Kolonialismus noch einmal in einer verzückten Dekadenz zeigten, heiter, fast überlegen, wie Figuren



eines Molièrestückes, die wissen, dass die Zusammenhänge und Liebschaften und Herkünfte doch alle anders sind, als uns die Herrschenden glauben machen wollen, da hätte ich ebenso gut den Mann übersehen können, zumindest versäumen, seinen Namen auf dem am Revers angehefteten Plastikschild zu lesen, der mir vertraut, fast intim vorkam und den ich dennoch für einen Moment nicht zuordnen konnte.

Man müsse, ja man dürfe nichts beschönigen, beschwor Monsieur le Commissaire und zählte die bescheidenen Teilerfolge im Südsudan auf, nippte an seinem Wasserglas, ich ließ meinen Blick wieder auf den Mann neben dem spitz aufragenden Blumenschmuck fallen, registrierte seine hohen Augenbrauen, den dunklen Ausdruck seines Gesichts, und da wusste ich, dass ich mit ihm, als er noch längere Haare und jugenhafte Gesichtszüge gehabt hatte, einige Zeit lang jeden Tag am Mittagstisch zusammengessen hatte.

Man dürfe eben nicht vor dem zurückschrecken, was unmöglich erscheint, betonte Monsieur le Commissaire, während ich Milan noch immer anstarrte und er endlich meinen Blick erwiderte, erst verwundert, aber schneller mich wiedererkennend, als es mir gelungen war, und doch!, hörte ich auf der Bühne Monsieur le Commissaire sagen, Milan lächelte dezent, und doch hätten wir aneinander vorbei unbeschadet aus diesem Abend gehen können, ich hätte gegen elf Uhr ein wenig müde, ein wenig gleichgültig an meiner Haustür den Code eingegeben und kurz darauf, drei Etagen höher, die Pumps von den Füßen gestreift. Vielleicht wäre irgendein Kollege noch wach gewesen, vielleicht wäre er ans Telefon gegangen.

Wenn ich heute an den Abend zurückdenke, sehe ich die spitz zulaufenden Strelitzien überall um mich herum, ihren Kelch wie einen Vogelschnabel vorgereckt, die Blüten als exzentrischer Kopf-

schmuck spitz aufragend, überall im Raum stehen sie in meiner Erinnerung, viel mehr, als es tatsächlich gewesen sein können. Ihren Namen hatten sie einst zu Ehren der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz erhalten, wie ich Monate später las, als Milan wieder aus meinem Leben verschwunden war und ich ihn als Phantom zurückzuholen versuchte, um alles besser zu begreifen, dabei hätte ich ihn lieber vertreiben sollen, denn Gespenstern sind wir unterlegen, sie setzen sich über unsere kleinkarierte Vernunft hinweg, und das Gespenst von Milan nahm herrisch in Beschlag, was noch da war von mir, als könne er nichts gehen lassen, auch das nicht, was ihn nicht mehr interessierte, was noch übrig war von meinem Feierabend in einer zu kleinen, zu teuren Wohnung und von meinem unscheinbaren Büroleben, unscheinbar trotz all der weltläufigen Namen in den Berichten, die ich an meinen Vorgesetzten weiterreichte.

Milan hatte nur noch wenige Monate in Genf, ehe er im Herbst nach Den Haag gehen würde, wie er mir nicht unhöflich, aber doch so zurückhaltend erzählte, als wolle er darauf beharren, dass ich zwar mit seiner Vergangenheit, nicht aber mit seiner Zukunft zu tun hatte. Die Speditionsfirma war bestellt, seine Wohnung einem Kollegen aus Serbien versprochen, und im Ariana-Park, dem hinter dem Palais des Nations gelegenen Garten, gab es dreizehn Pfauen, doch niemand hatte bisher sagen können, welcher von ihnen der bösen Fee entsprach, auch Milan nicht, obwohl er die Anekdoten über die Pfauen sammelte wie seine Kollegen Statistiken, und wenn er nicht an Sitzungen im Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen teilnahm, spürte er diesen Vögeln nach, wie er mir erzählte, ihrem torkelnd stolzen Gang, beobachtete ihre starren Augen im glänzenden Gefieder.

Wir standen etwas abseits am hintersten Fenster des Saals vor einem der dicken, roten Samtvorhänge. Unsere Kollegen hatten

sich auf die Jagd nach Lachsschnittchen und Couscousschälchen begeben, sie, die am Mittag, vielleicht sogar am späten Nachmittag erst in der Kantine des Palais des Nations ein Sandwich oder in einem der Genfer Restaurants ein Cordon bleu gegessen hatten, kämpften sich nun verbissen an die Nahrung heran, in einer obszönen Mimikry, als stünden sie vor einem Hilfskonvoi der UNO und die hochdekorierten Kellner gäben nicht Porzellanschälchen und Servietten aus, sondern jene in blauer Zeltplane verschnürten Nahrungsmittelpakete, die über Gebieten abgeworfen werden, in denen Hungerkatastrophen aktenkundig geworden sind.

Leicht vorgebeugt stand Milan neben mir, die Handteller zu einer Kuhle geformt, als hielte er unsichtbare Brotkrumen darin, mit denen er die Pfauen füttern würde, die auf den allein den UNO-Angestellten vorbehaltenen Parkwegen ihr mysteriöses Leben führten, dabei hatte der Vorbesitzer des Anwesens, ein gewisser Monsieur Gustave Revilliod de la Rive, vor über hundert Jahren testamentarisch verfügt, dass das Gelände frei zugänglich bleiben müsse, doch damals, als noch nicht einmal der Völkerbund gegründet und erst recht nicht gescheitert war, hatte noch niemand geahnt, dass die gebrandschatzten Städte des Deutsch-Französischen Krieges, der hier Französisch-Deutscher Krieg hieß, eine nur arglose Vorahnung davon gaben, was das zwanzigste Jahrhundert bereithalten würde.

Doch, doch, jeder der Pfauen habe einen eigenen Namen, erklärte Milan und trug sie mir so hochachtungsvoll vor, als flanierten dort im Garten die Könige, Kaiser und Diktatoren jener Länder, über die niemand je gesprochen hatte und die, stolz und unbeteiligt, ihre Schönheit spielen ließen, all jene übertrumpfend, die im Inneren des strahlenden, geraden Gebäudes verwaltet und vertreten wurden, und als Milan sich näher zu mir neig-

te, mein Handgelenk streifte, zuckte ich zurück, so unerwartet, ja unangenehm war mir diese beinahe zärtliche Berührung.

Ob aus Müdigkeit oder doch aus lange zurückliegender Vertrautheit, lehnte er sich an die Säule neben mir, seine Arme vor der Brust verschränkt, es mag der exakte Winkel sein, der diese Geste souverän wirken lässt, eine überlegene Lässigkeit, wie ich sie von einigen Kollegen kannte und wie sie vielleicht auch die Kavaliere, die bei der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz sprachen, beherrscht haben, wenn sie nicht andere Arten der Machtdemonstration pflegten, Pantomimen, die noch besser zu den Blumen der Prinzessin passten und heute so unverständlich sind wie jede verfallene Mode.

Milan war lediglich acht Jahre älter als ich, keine halbe Generation, und doch war er längst in einem geordneten Leben angekommen, mit seinem Posten im Menschenrechtsrat nach all den Jahren, die er im Westjordanland und in Mosul verbracht hatte, in Büros, die Luftschutzbunkern glichen, geordnet jetzt mit seiner Ehe, seinem Kind, was ihn dazu bewogen hatte, die Krisengebiete gegen Genf einzutauschen, und nach Genf nun also die Niederlande, der Strafgerichtshof, seine Kündigung bei den Vereinten Nationen zum Ende des Sommers. Dabei habe er seine Sehnsucht nach Kriegen nie ganz aufgegeben, sagte Milan und fügte hinzu, ich würde wohl genug über seine Arbeit wissen, um es nicht falsch zu verstehen, er wünsche natürlich keine Kriege, nur wünsche er sich an die Orte, an denen diese Kriege ja dennoch stattfänden, er halte es einfach schwer aus, hier am Schreibtisch die Berichte und Zahlen zu lesen und doch kaum etwas anderes tun zu können, als sie abzunicken und weiterzureichen. Strategieentwicklung, sagte er, du weißt selbst, dass die Strategien schon vor Ort nicht funktionieren, wie sollen sie von hier aus greifen?

Mit einer eleganten Geste ließ der Kellner die Hotellservietten auf den Tresen flattern. Ein violetter Schriftzug *Beau Rivage Genève 1865*, darüber breitete eine kleine Taube auf einer Säule ihre Schwingen aus, auf die er uns Martinigläser stellte. Im Nachhinein scheint es oft nicht mehr erkennbar, welcher Schritt zu welchem geführt hat, welche Geste zwingend auf eine andere gefolgt ist, an welchem Punkt man nicht mehr umkehren konnte, sondern sich nur noch der zwangsläufigen Choreographie unterwerfen, aber ich bin mir heute sicher, dass es Milans Idee war, rüber an die Bar zu gehen, auch wenn ich es vorschlug, ein Getränk noch, oder musst du morgen früh raus?, fragte ich und setzte hinzu, wirst du zu Hause erwartet?, gleichgültig fast, mich interessierte seine Frau nicht, ich wollte lediglich nicht zu mir, wo ich zwischen den erdrückend weißen Wänden auf dem ebenso weißen Sofa sitzen und Zeitung lesen würde, bis ich müde genug wäre, um einzuschlafen, und auch wenn ich es vorschlug, hatte er uns doch dorthin gebracht, mir die Worte souffliert, indem er bemerkte, dass uns im Konferenzsaal niemand vermissen würde.

Zu viele Konflikte, zu viele Kosten, sagte Milan, die Leute wollen ihr Geld lieber für andere Dinge ausgeben, und wir sehen dabei zu, wie dieses schöne Projekt namens UNO zu Ende geht. Soll man noch Geduld haben oder sie verlieren?, fragte er und stieß sein Glas gegen meines.

In Nikosia liegen die Sandsäcke seit vierzig Jahren, sagte ich. Aber sie schießen nicht mehr so oft, das ist doch was. Die Soldaten stehen nur da, schlecht gelaunt, trotzdem lassen sie dich durch. Es ist, als spielten alle nur Krieg, man vergisst leicht, dass es wirklich eine Front ist, mitten auf Zypern.

Dass ich allein in einem für zwei Jahre angemieteten Apartment über einem indischen Supermarkt wohnte, erwähnte ich

nicht, in Servette, drei Stationen hinter dem Bahnhof, wo auch Menschen lebten, die nicht als Juristen oder Diplomaten bei der WTO oder der UNO arbeiteten, ich erwähnte es nicht, weil es mir, wie schon in unserer Kindheit, vor Milan peinlich war, dieses unvollständige Leben zuzugeben, das besser einzurichten mir nicht geglückt war und das nicht einmal die Schönheit von traurigem Minimalismus trug wie die Wohnung von jemandem, der keinen Sinn für Einrichtung hat, aber wenigstens versteht, das Provisorische von Kartons und Kisten und einer Matratze ohne Lattenrost zu behalten, anstatt es mit unpassenden Möbeln zu kaschieren, und ich fragte mich, ob es tatsächlich nur Selbstlosigkeit war, die ihn nach Mosul, dann ins Westjordanland gebracht hatte, und während ich mich das fragte und mich fragte, warum wir beide hier gelandet waren, im Beau-Rivage, überhaupt in Genf, in Büros, die nur durch wenige Abteilungen und ein paar bürokratische Begriffe, durch acht Jahre und Milans Ehrgeiz oder vielmehr Ruhelosigkeit voneinander getrennt waren, wusste ich natürlich, dass es nicht bloß das war, weder Zufall noch Selbstlosigkeit, das ist es bei keinem von uns, wenn ich Milan auch zu wenig kannte, um sagen zu können, was ihn tatsächlich antrieb.

Vor den falschen Augen auf dem Pfauenrad, sagte Milan, als er mich durch das hallenartige Marmorfoyer zum Ausgang begleitete, müsste uns grausen, wie das sonst der Fall ist, wenn etwas Unbelebtes lebendig wirkt. Aber die Harmonie, das strahlende Königsblau verwirrt uns eher. Diese Tiere haben viel besser als wir verstanden, dass wir durch Schönheit nur einschüchtern oder langweilen. Geltung erreichen wir durch Widerspruch. Nicht durch Dissens, sondern im Paradox, sagte er zum Abschied, küsste mich flüchtig auf die Wange, drei Mal, wie es in der Schweiz üblich ist. Die vom Regen nasse Straße glänzte im

Scheinwerferlicht des Taxis auf, und dann stand ich allein, blickte an der Fassade hinauf, an den Balkonen hingen Blumenkästen, Narzissen und Hyazinthen, und um die Stadt zog sich das Juragebirge.

Bei Bonn. Januar 1994

In meiner Kindheit hing über meinem Bett ein Bild, das einen in seinen weiten, mit gelben und blauen Rauten bedruckten Pumpkleidern verloren wirkenden Harlekin zeigte, der einen dunklen Hut auf dem Kopf trug, darunter rotes Haar. Im Haus von Milans Eltern hing über meinem Bett kein Bild, sondern ein Fenster, es war in die Dachschräge eingelassen und zeigte in den Himmel, am unteren Rand wuchsen Baumspitzen in die Aussicht.

Während der Trennung meiner Eltern war ich für einige Monate zu einer Freundin meines Vaters geschickt worden, auf dieses Grundstück abseits der Stadt, abseits von allem. Es würde mir guttun, meinte er oder wollte es zumindest meinen, wenn ich in einem Haus mit anderen Kindern wohnte, obwohl Milan der einzige Sohn war und im Übrigen nicht mehr Kind, doch meine Eltern waren so sehr mit dem Streit um Habseligkeiten beschäftigt, die ihnen während der Ehe nicht das Geringste bedeutet hatten, dass keinem von beiden auffiel, dass ein Jugendlicher weniger als jeder andere etwas mit einer Drittklässlerin anfangen kann und acht Jahre für ein Kind ein ganzes Leben sind. Sie wollten mich von den Streitigkeiten fernhalten, als hätte ich sie nicht seit Jahren zwischen ihnen erlebt und die bedrückende Stille, wenn jeder seiner Wege ging. Sogar ich als Kind spürte, dass diese Wege nur gewählt wurden, um dem anderen möglichst weit zu entkommen, und als es gar nicht mehr auszuhalten war zwischen ihnen, setzte mein Vater mich ins Auto. Ich roch sein Aftershave, als er sich in den Fond des Toyota beugte, den Sicherheitsgurt für mich schloss, was er nicht mehr getan hatte, seit ich in die Schule ging.

Wir fuhren an den grauen Nachkriegsbauten der Vororte vor-



bei, ich sah den Umschlagbahnhof Eifeltor vor dem Fenster, die grau gestrichenen Kranbrücken, an denen die Haken still in der Dämmerung hingen, kein Zug fuhr ein, nur die Geisterstadt aus gestapelten Containern ragte neben der Autobahn auf, und wenig später bezog ich ein größeres Zimmer, eine größere Welt, als ich sie kannte, und wenn sie auch am Rand einer Kleinstadt lag, schüchterte sie mich ein wie ein Dialekt, den ich nicht verstand, obwohl er doch eigentlich meine Muttersprache sein oder zumindest mit ihr zu tun haben sollte.

Das Haus war auch kein Haus, sondern eine Villa, blass und erhaben, ein Gebäude wie aus einem Märchen, eher aus *Tausendundeiner Nacht* als aus den Schauergeschichten der Grimms, und Lucia, die Freundin meines Vaters, war eine aus einem Fünfziger-Jahre-Werbeprospekt entflohene strenge Schönheit, deren dunkles aufgestecktes Haar ich mir offen nicht einmal vorzustellen wagte. Überhaupt stammte vieles hier aus einer anderen Zeit, der Wald, in dem drei Ziegen und ein Reh wohnten, die strengen Tischmanieren, die Lucia und Milan mit geradem Rücken vorführten, das Mobiliar, cremeweiß das meiste, die kräftigen, geschwollenen Hände von Milans Großvater auf einem der Fotos an der Wand, auf das ich immer wieder sehen musste und mir vorstellte, dass er einmal, ehe er in dieses Haus gezogen war, handwerklich, vielleicht sogar bäurisch gearbeitet haben musste, was, wie ich ein Vierteljahrhundert später von Milan erfahren würde, nicht stimmte, dass vielmehr sein Großvater sich umso mehr nach Tätigkeiten wie dem Zersägen von Holz und dem Ausbessern des Schuppens geseht habe, je weiter seine Verpflichtungen als einer der obersten Beamten der Republik ihn davon entfernten, und wann immer es ihm die unumstößlich getakteten Tagesabläufe erlaubten, tat er es auch, aber es war nicht oft, und seine Hände waren wohl klobig von Geburt an

und nicht geschwollen, weil er sich jemals verausgabt hätte, zumindest nicht körperlich.

Wir saßen an dem großen nussbraunen Esstisch, an dem ich unter keinen Umständen spielen durfte, wie mich die Haushälterin bereits ermahnt hatte, eine kleine, pummelige Person, die liebevoll wirkte und im nächsten Moment so frostig blicken konnte, dass ich erschrak, das Holz sei zu kostbar, hatte sie mir erklärt, ich fand es einfach nur unausstehlich dunkel.

Darius saß mir gegenüber und knabberte Gurkenscheiben, was mich mehr als alles andere verwirrte, bei uns zu Hause gab es zum Kuchen keine Gurken und keinen zu weichen weißen Toast auf einer Tablettpyramide. Mein Vater nippte zurückhaltend an seinem Kaffee, blickte wie ein Schuljunge zu Darius, der von seinen Reisen erzählte, die ihn in die Schweiz, nach New York und bis in Länder brachten, deren Namen ich noch nie gehört hatte, es schien, als wäre Darius allein in den letzten Wochen häufiger verreist als meine Eltern während meines ganzen Lebens und viel weiter, als ich es bisher von irgendjemandem gehört hatte, und während ich Darius' leicht stockender Erzählung folgte, die er mit ausholenden Gesten untermalte, mit denen er sich doch nur weitere Gurkenscheiben vom Tablett pickte, sah mein Vater schweigend auf seine Fingernägel, und ich verstand wohl damals schon, dass er bereits gegangen war, er war gegangen, ohne mich mitzunehmen.

Weißt du, wenn man einmal dabei ist, kommt man nicht mehr so leicht raus, sagte Darius, und ich habe schon dem Kaiser gedient, wenn du so willst.

Lucia lachte und sah ihn kurz darauf entgeistert an, als fiel ihr erst jetzt auf, dass er tatsächlich besser in eine vergangene Monarchie passte als in die Bundesrepublik der achtziger Jahre, in der es verknotete Telefonschnüre, Legosteine und Toyota

Corolla gab, all diese profanen Dinge, nach denen niemand gefragt hatte, am wenigsten Darius.

Du weißt, dass Deutschland einmal einen Kaiser gehabt hat?, flüsterte Milan mir zu.

Und seine Frau Sissi ist in Genf ermordet worden, am Quai, rief ich.

Dass sie sich so für Todesfälle interessiert, bemerkte Lucia.

Andere interessieren sich in ihrem Alter für Dinosaurier, entgegnete Milan, das hat ja auch mit dem Tod zu tun.

Warum will sich die Kleine nur schon wieder Österreich einverleiben, sagte Darius.

Mir war beklommen, als ich seinen Blick auf mir spürte, und ich weigerte mich trotz mehrmaliger Ermahnung, meinen watigen Toast aufzuessen. Durchs Wohnzimmerfenster sah ich wenig später die Scheinwerfer des Toyota aufleuchten, ich stand auf Zehenspitzen, stützte mich mit den Händen auf der zu hohen Fensterbank ab, und kurz darauf waren die Lichter hinter der Biegung der langen Ausfahrt verschwunden.

Am Abend fuhren andere Wagen vor, sie parkten nebeneinander auf dem Platz unter dem Wohnzimmerfenster, und Darius nahm Milan und mich mit hinaus, obwohl Milan sich sträubte, er habe keine Lust mehr auf solche Veranstaltungen, aber er wurde von Darius mit einem kräftigen Schulterklopfen nach vorne gedrängt. Wir gingen am Waldrand entlang und betraten den Stall, in dem das Reh kauerte, das Darius wo auch immer mit gebrochenem Bein aufgetrieben, zu sich genommen und aufgezogen hatte, wie er den wartenden Herren von der Presse erzählte. Eine einzige Frau war dabei, die an den Schulterpolstern ihres Blousons zupfte und skeptisch das Tier betrachtete. Darius trat an das Gatter, eine Säuglingsflasche in der Hand, hielt den Nuckel dem Kitz entgegen, und nach einiger Scheu schnappte es

danach und sog Milch. Fotos wurden geschossen. Milan stieß Luft aus. Dann winkte Darius mich zu sich, ich solle das Reh streicheln. Zögernd streckte ich meine Hand aus, hörte die Blitzlichter hinter mir zischen, die mein erstes und einziges Erscheinen in der Regionalpresse ankündigten.

Ich hätte damals nicht sagen können, was ich von Darius hielt, aber es beeindruckte mich, dass sich so viele Menschen für ihn interessierten, dass er in Zeitungen vorkam, was für mich so unvorstellbar war, wie in einem Roman aufzutauchen, und als wir beim Abendessen zusammensaßen, konnte ich nicht davon ablassen, ihn zu beobachten, als könne mir seine Art, sich das Brot mit Butter zu bestreichen, verraten, wie er von diesem Tisch hinüber in den *General-Anzeiger* kam, der auf dem fünften Stuhl lag, auf dem vor ein paar Stunden noch mein Vater gesessen und zurückhaltend seinen Kaffee getrunken hatte.

Darius' Augen waren wässrig, die Haut unter den Augen grau, dabei wirkte er nicht wirklich erschöpft, seine Geschäftigkeit hatte lediglich etwas Starres. Seine Hände hingegen tänzelten über alles hinweg, Tischplatten, Glasränder, Buchrücken, und wann immer ich in den kommenden Monaten an Darius' Arbeitszimmer vorbeischlich, meinte ich, das Tapsen seiner Finger zu hören hinter der dunklen glänzenden Holztür, die so viele Länder und Städte zu verbergen schien, und wie gern hätte ich mehr gewusst über die Reisen, zu denen er um vier Uhr morgens das Haus verließ. Ich wollte hören, wie sein Leben dort aussah und wie die Menschen, ob es Wolkenkratzer gab und ob die Autos schneller fahren als hier oder langsamer, aber Darius war mehr noch als andere Erwachsene jemand, den man als Kind nicht einfach ansprechen mochte.

Am Sonntag fuhr Milan mit seinem Hockeyteam zu einem Trainingsspiel in der Nähe von Aachen, und wir saßen nachmittags